

Claude Béata
Die Liebe der Tiere



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Aus evolutionsbiologischer Sicht ist Liebe bei den Tieren totaler Unsinn. Fortpflanzung zur Arterhaltung, okay. Aber Liebe, Trauer, Eifersucht und Mitgefühl – wozu? Liebe ist existenziell, nicht nur für uns, sondern auch für Tiere. Claude Béata zeigt anhand verblüffender Beispiele, untermauert von neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen, dass Tiere mehr als nur triebgesteuerte Maschinen sind: Sie können wie wir treu sein, leiden, lieben und haben die Fähigkeit zur Empathie. Eine bereichernde Lektüre nicht nur für Tierfreunde, sondern für alle, die das Mysterium von Bindung und Zuneigung besser verstehen wollen.

Autor

Claude Béata ist ein renommierter französischer Veterinär und Psychologe. Er ist einer der Pioniere auf dem Gebiet der Emotionsforschung bei Tieren. Seine Bücher zu diesem Thema sind in Frankreich Bestseller.

Claude Béata

Die Liebe der Tiere

Mitgefühl, Fürsorge und
Zärtlichkeit in der Natur

Aus dem Französischen von
Werner Damson und Reinhard Tiffert

GOLDMANN

Die französische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Au risque d'aimer« bei Odile Jacob, Paris.

Dieses Buch ist 2014 unter dem Titel »Das Wagnis der Liebe.
Was wir von den Tieren lernen können« auf Deutsch im
Riemann Verlag, München, erschienen.

Der Goldmann Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der
Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere
Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung
des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe April 2017

© 2017 Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe Riemann Verlag, München

© 2013 der Originalausgabe Odile Jacob

© 2013 Claude Béata

Lektorat: Ralf Lay, Düsseldorf

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Getty Images/Danita Delimont

fm · Herstellung: CF

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-22146-2

www.goldmann-verlag.de

Für Marie, die mir so viel beigebracht hat.
Für Adrien und Arthur, die mir das Glück
der Vaterschaft beschert haben.

Meiner Mutter, mit der alles begonnen hat.
Meinem Vater, der immer für mich da war.
Meinem Bruder, mit dem mich auch Freundschaft verbindet.

Meinen Freunden, die die Welt zur Heimat machen.
Den Tieren in unserem Haus, ohne die das Leben
nicht denselben Geschmack hätte.
Den Tieren der ganzen Welt, den verkannten und vergessenen
Helden des Abenteuers der affektiven Bindung.

Inhalt

Vorwort von Boris Cyrulnik.	9
Einleitung.	15
Die Kraft der Liebe	19
Näher bei dir	20
Wenn du mich liebst, kann ich mich entfernen	24
Alle sind gebunden, aber keine zwei auf die gleiche Weise	26
Die Prägung der Vögel und die Liebe der Papageien.	30
Im fliegenden Galopp verbunden	37
Vor Wonne schnurren?	42
Gebunden auch ohne Halsband.	55
Eine gewaltige Bindung	64
Ein Meer aus Liebe	69
Wie nah sie uns doch sind!	74
Die Freiheit der Liebe	83
Natur oder Kultur?	84
Mutter- und Vaterschaft.	89
Empathie	109
Jedem seine Bindung	143
Die Schönheit der Liebe	155
Offene Türen	157
Weil er es ist, weil ich es bin.	158

No limit.	160
Die Kritik der reinen Vernunft	165
Die vier Musketiere.	168
»Du bist meine Katze, ich bin dein Mensch«	172
Millionen Adoptionen.	177
Such dir eine Stütze, oder du stirbst.	184
Im Dreivierteltakt	193
Das Tier im Menschen	208
Treu sein, das liegt mir nicht.	220
Das Liebesleben der Wühlmäuse.	226
Just a jealous guy.	230
Wegen der Farbe des Weizens	240
Das Wagnis der Liebe	251
»Welch Geschick hat Liebe dir am öden Strand bereitet!...«.	253
Ohne Liebe ist man nichts	293
Wenn es genügte, sich selbst zu lieben, wenn es genügte, zu lieben	297
Liebe, ob überschwänglich, ob armselig	320
Nachwort	337
Anmerkungen	341

Vorwort

Könnte man auch ohne Liebe und ohne Kummer leben?

Ich habe noch die Zeit kennengelernt, in der man uns lehrte, Gefühle seien eine »Verunreinigung« des wissenschaftlichen Geistes. Um zu einer korrekten und gültigen medizinischen Erkenntnis zu gelangen, so hieß es, müsse man sich ausschließlich an Fakten halten. Dabei ließ man völlig außer Acht, dass der Forscher, der eine wissenschaftliche Tatsache feststellt, wie jeder Mensch auch eine Geschichte und eine kulturelle Herkunft hat.

Heute ist es so, dass das Gefühl selbst zum Gegenstand der Wissenschaft geworden ist. Wir entdecken sozusagen den neuen Kontinent des emotionalen Lebens. Und Claude Béata gehört zu den ersten Veterinären, die diese Terra incognita betreten haben. Hier kann man sehen, dass die Tiere uns zu verstehen helfen, wie eine Gefühlsbindung entsteht.

»Aber«, so werden einige sicher gleich einwenden, »wie sollen uns die Tiere, diese ›biologischen Automaten‹, beim Verständnis des ätherischen Gefühls der Liebe eine Hilfe sein?« Nun, hält Claude Béata dem entgegen, die Tiere werden auch von der Wissenschaft schon seit geraumer Zeit nicht mehr als »Sachen« angesehen. Längst haben wir in ihrem Hirn einen Anhalt für ihr Gefühlsleben und für ihr Gedächtnis gefunden. Spätestens seit Darwin wissen wir, wie sie ihre Regungen zum Ausdruck bringen, ob sie sich zu jemandem hingezogen fühlen, den sie mögen,

oder ob sie solche Menschen meiden oder bedrohen, mit denen sie schlechte Erfahrungen gemacht haben – Erfahrungen, die in ihrem Gedächtnis bewahrt sind.

Die Erforschung der Gefühlswelt der Tiere ist ein wichtiger Schritt, um sie besser zu verstehen. Wir werden darüber hinaus aber auch klarer sehen, was wir mit ihnen gemeinsam haben und worin wir uns von ihnen unterscheiden.

Ganz gleich, ob Vögel oder höher entwickelte Säugetiere wie Delfine, Hunde, Katzen, Affen oder wir Menschen – wenn uns das Schicksal die Möglichkeit raubt, uns an ein anderes Wesen zu binden, werden wir in unserer Entwicklung gehemmt, denn wir gehören nun einmal zu einer Art, in der ein Individuum ein anderes braucht, um selbst zu werden. Zur Erforschung einer Bindung, die zwischen zwei Organismen, zwischen zwei geistigen Welten entsteht, müssen wir einen Ansatz verfolgen, der Erkenntnisse sowohl aus der Neurologie und Ethologie als auch aus den Geistes- und Kulturwissenschaften vereinigt.

Claude Béata erzählt uns in einer gut verständlichen Sprache, welche wissenschaftliche Genauigkeit nicht ausschließt, die Geschichte von Salsa, dem Papagei, der sich nicht von seiner Herrin trennen kann, von Chiquita, der Katzenmutter, die eine kleine Hermione aufzieht, und von dem Fohlen, das sich im fliegenden Galopp an seine Mutter bindet. Mit unterhaltsamen Anekdoten macht er einige neue wissenschaftliche Entdeckungen anschaulich und stellt grundsätzliche philosophische Fragen in ein neues Licht. Das Kortison, das sowohl im menschlichen wie auch im tierischen Körper produziert wird, kann nicht mehr zur Erklärung aller durch Stress hervorgerufenen Schäden im Hirn herangezogen werden. Andere Botenstoffe wie das zärtliche Oxytocin oder das wirkmächtige Vasopressin werden jetzt überall als verantwortlich für unser Gefühlsleben zitiert.

Die Verhältnisse in der Tierwelt helfen uns, die Zusammenhänge beim Menschen besser zu verstehen. Viele Philoso-

phen glauben immer noch, dass sich der Mensch durch das Wissen vom eigenen Tod von der übrigen Fauna unterscheide. Damit wären aber zum Beispiel schon die Elefanten nicht einverstanden, denn sie halten in Gegenwart eines toten Artgenossen pietätvoll inne. Sie nehmen den Toten wahr, und sie haben eine Vorstellung vom Tod, da sie den Leichnam mit Ästen bedecken. Sie kehren auch später an diese »Begräbnisstätte« zurück und trompeten klagend vor der sterblichen Hülle, während die Elefantenkinder neben den trauernden Eltern herumspringen.

Selbst das Inzestverbot, das doch als grundlegend für unsere Kultur angesehen wird, ist im Tierreich weit verbreitet. Im ganzen Reich der Lebewesen herrscht die Tendenz zur Verteilung der Gene. In der Wildbahn paaren sich nah verwandte Tiere nur selten. Mit Beginn der Geschlechtsreife werden die Jungtiere aus der Gruppe gedrängt. Sie sind nun gezwungen, sich außerhalb der Ursprungsgemeinschaft einen Partner zu suchen. Wenn es aber dennoch passiert, dass sich Verwandte paaren und ein Orakel dem ödipalen Jungtier vermeldete: »Du hast mit deiner Mutter drei Kinder gezeugt«, so würde es sich deswegen allerdings nicht die Augen ausstechen.

Angeblich sollen sich fünf Millionen Engländer (und siebzehn Millionen Franzosen) die Frage gestellt haben, warum die Präriewühlmäuse treue Paare bildeten, während die Rocky-Mountains-Wühlmäuse von ehelicher Treue nichts wissen. Sollten die Engländer bei den kleinen Nagetieren Rat für ihre eigenen Beziehungsprobleme suchen?

Ich habe Claude Béata kennengelernt, als er gerade seine Veterinärausbildung abgeschlossen und seine Forschungen über Verhaltensstörungen bei Tieren begonnen hatte. Schon damals beeindruckte er mich durch seinen Frohsinn, sein klares Denken und seine akademische Seriosität. Als Lehrer wird er sehr geschätzt, denn in seinem Unterricht mischt er Bilder aus Tierfil-

men mit klar formulierten wissenschaftlichen Ideen, und immer wieder kommt es zu schallendem Gelächter. Dieses Buch besteht aus einer ähnlichen Mischung.

Warum sollte man sich seine »fröhliche Wissenschaft« entgehen lassen?

Boris Cyrulnik

Da sitzt er zitternd vor Angst. Er wird sterben und weiß nicht, warum. Die Frau, die ihn liebt, hat Tränen in den Augen. Ihr Schmerz geht auf ihn über, er saugt ihn auf wie ein Schwamm, und das macht ihm das Herz schwer.

Er wird sterben, weil er zu sehr liebt und weil er nicht richtig liebt.

Was er fühlt, kann er nicht ausdrücken. Wenn sie nicht da ist, möchte er am liebsten alles kaputt machen und heulen vor Wut. Das ist sicherlich nicht das Richtige, aber die Unruhe in ihm ist so groß, ihr Griff so fest, dass er etwas tun muss, um sie loszuwerden. Hat das etwas mit dem Mann im weißen Kittel zu tun? Er kennt ihn, er mag ihn nicht, er hat Angst vor ihm. Jetzt kommt der Mann mit einer Spritze. Er schmiegt sich in die Arme der geliebten Frau, die ihm alles bedeutet. Sie bricht in Tränen aus, ihre Gefühle durchdringen ihn wie ein eisiger Windstoß, während heiße Tränen auf ihn fallen. Sie scheint verzweifelt, wie könnte er es nicht auch sein?

Sie hat ihm immer alles gegeben. Sie brauchte ihn bloß zu berühren, schon beruhigte er sich, ein Blick von ihr, und er freute sich, und wenn sie ihn kraulte, war das immer eine Wonne für ihn. Aber jetzt wirkt sie selbst ratlos, und so spürt er nicht mehr die schützende Wärme ihrer Zuneigung. Er zittert aus gemeinsam empfundener, aber nicht verstandener Not, und noch stärker zittert er, als die Manschette sein Gelenk umschließt und die kalte Nadel in die Vene sticht.

Die Flüssigkeit, die nun in seinen Körper eindringt, nimmt der Welt ihr Gewicht und rückt sie in weite Ferne. Ein unwiderstehliches Schlafbedürfnis überkommt ihn, er sucht die Körperwärme der Frau, die er so sehr geliebt hat, und schaut sie sterbend ein letztes Mal an, ohne zu ahnen, was mit ihm geschieht – wenigstens reden wir uns das gern ein –, und ohne Vorwurf in diesem letzten Blick.

Der Tierarzt tritt beiseite und lässt die Frau ihren Hund betrauern, den er auf ihren Wunsch hin eingeschläfert hat. Untragbar die ständigen Klagen der Nachbarn, die immer neuen Dummheiten in der Wohnung, dabei war sein einziger Fehler, sie grenzenlos und rückhaltlos zu lieben. Sie wird sich wegen ihrer Entscheidung immer schuldig fühlen, obwohl sie keine andere Wahl hatte.

Diese Szene ist erfunden, aber sie steht für eine schreckliche Tatsache: Der häufigste Grund, weshalb weniger als zwei Jahre alte Hunde ausgesetzt oder eingeschläfert werden, besteht darin, dass sie Verhaltensstörungen infolge von Trennungsschmerz entwickeln.

Dieser Hund ist, wenn ich das so sagen darf, vor lauter Liebe gestorben. In dieser Geschichte stecken so viele Missverständnisse wie in der Tragödie von Romeo und Julia. Vielleicht um die Dämonen, die hier am Werk sind, zu vertreiben, habe ich mich entschlossen, den ebenso wunderbaren wie schrecklichen Mechanismus zu erforschen, der uns drängt, das Wagnis der Liebe einzugehen.

Einleitung

Es mag auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen, dass ein Tierarzt über Liebe redet. Sollte er das nicht besser den Romanziers und Philosophen überlassen?

Nun, Biologen, Verhaltensforscher, manchmal auch »der Gesetzgeber« und die Philosophen sprechen des Langen und Breiten über Tiere und treffen folgenreiche Entscheidungen, ohne eigentlich deren Freuden und Leiden zu kennen. Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie selten Veterinäre und noch seltener Veterinäre der Fachrichtung tierischer Verhaltensstörungen um ihre Meinung gefragt werden, wenn es darum geht, im Namen der Wissenschaft oder der Philosophie über das Tier zu urteilen, so als ob ausgerechnet die Experten für die Gesundheit oder das Verhalten der Tiere in dieser Hinsicht gar keinen Beitrag leisten könnten.

Wir behaupten, dass wir täglich Zeugen eines Phänomens sind, das oft rührend und harmonisch, manchmal aber auch schmerzhaft bis zum tragischen Ende sein kann, nämlich des Phänomens der affektiven Bindung zwischen Mensch und Tier. Das Wort »Liebe« würde sich angesichts all dessen förmlich aufdrängen, wenn es die Menschen, die zu uns kommen, nicht selbst schon verwendeten: »Wenn Sie wüssten, wie sehr wir ihn lieben.«

Dass »Herrchen« und »Frauchen« ihr Haustier lieben, wie sie sagen, versetzt wohl niemanden ernsthaft in Erstaunen. Überra-

schender ist für viele allerdings die Beobachtung, dass auch die Tiere zur Liebe fähig sind – zur Liebe mit und ohne Anführungszeichen, wie selbst Skeptiker schon wissen oder noch sehen werden. Mit Blick auf die Hunde und Katzen, aber auch auf ihre Halter zeigt sich die Bedeutung der Bindung, für die wir am liebsten alle lebenden Arten, mit denen wir die Fähigkeit zur Bindung teilen, in den Zeugenstand rufen würden. Letzten Endes aber sollte auch der Mensch auf seine Liebesfähigkeit hin untersucht werden, um herauszustellen, was er mit den anderen Lebewesen gemein hat und worin er sich von ihnen unterscheidet.

»Wir leiden an der Liebe, selbst wenn wir glauben, an nichts zu leiden«,¹ schreibt der Schriftsteller Christian Bobin. Der Satz begleitet mich jetzt schon seit vielen Jahren. Er meinte selbstverständlich die Menschen, aber mir scheint, dass diese Worte auch auf die Tiere zutreffen, die ich täglich zu behandeln hatte. In einem früheren Buch öffnete mir die Hündin Jade² die Tür zum Verständnis der Störungen, die sich aus einer Bindung entwickeln können, und ich bekundete schon dort meine Faszination für diesen Teil der Psychopathologie. Man kann bei Tieren nicht von einer Bindung sprechen, ohne sogleich die Analogien und Korrespondenzen mit dem menschlichen Erleben zu sehen. Wir müssen uns dabei zwar hüten, dem Anthropomorphismus zu verfallen, doch wäre es eine Form geistiger Armut, wenn wir die Brücken nicht nutzten, die sich hier so zahlreich anbieten.

Als Veterinär und mehr noch als Spezialist der Fachrichtung Verhaltensstörungen bei Tieren hat man es tagtäglich mit dem Thema »Liebe« zu tun: mit der tiefen Zuneigung des Halters zu seinem Tier trotz aller Schwächen, die es hat, aber auch mit der Liebe des Tieres gegenüber seinem Halter, auch wenn dieser die immer gleichen Irrtümer im Umgang mit der Kreatur begeht. Das ist die erste wichtige Erkenntnis, aus der wir sicher schlussfolgern können, dass es sich sehr wohl um eine Bindung handelt:

Die Stärke oder Intensität der Bindung verhält sich nicht konkludent und proportional zu der Befriedigung, die sie verschafft oder eben nicht verschafft. Manchmal, ja sogar oft, ist das Verhältnis sogar paradox: Die Verhaltensstörungen des einen oder die Irrtümer des anderen verstärken noch die Kraft der Bindung.

Wir können etwas von den Tieren lernen. Sie sind die Zeugen unserer Zugehörigkeit zur gleichen Bindungsgemeinschaft. Auch wenn sie nicht über unsere kognitiven Fähigkeiten verfügen – aber haben wir denn die ihren? –, teilen sie mit uns die Welt der Grundgefühle. Indem wir sie beobachten und verstehen, erkennen wir auch uns selbst und unsere eigene Spezies besser. Der Mensch soll dabei keinesfalls auf sein animalisches Erbteil reduziert werden, aber warum müssen wir denn immer ein Geheimnis daraus machen?

Lieben zu können ist ein charakteristisches Merkmal bestimmter Arten, und der Mensch gehört sicher dazu. Dinge benennen können, Pläne für die Zukunft machen, nicht von den Verletzungen der Vergangenheit loskommen, eine Einstellung zur Liebe einnehmen, die anders ist als die der Tiere, das zusammen ergibt eher einen graduellen und nicht einen wesentlichen Unterschied zum tierischen Verhalten. Wir werden sehen, dass bei bestimmten Tieren in einer manchmal nur angedeuteten Form all das existiert, was wir gemeinhin den Menschen vorbehalten glauben: Leidenschaft, die Unfähigkeit, ohne den geliebten Partner weiterzuleben, oder umgekehrt die Widerstandskraft dabei zu entwickeln ...

Das tut unserem Selbstbild als Spezies keinerlei Abbruch, zumal man ja unschwer erkennen kann, zu welch außergewöhnlichen Leistungen das Menschengeschlecht fähig ist. Mir scheint eher, dass wir nur Vorteile davon haben können, wenn wir von gemeinsamen Wurzeln sprechen. Indem wir von einer ununterbrochenen Kette des Seins ausgehen, verstehen wir manchmal besser, was in uns leidet oder sich regt.

Zum Abschluss dürfen wir uns daran erinnern, dass Menschen und Hunde seit unvordenklichen Zeiten gemeinsam leben und jeden Tag das Wagnis der Liebe eingehen.

Die Kraft der Liebe

»Sie müssen sich frei bewegen
wie die kleinen Fische im Meer
oder wie die Sterne am Himmel,
aber ihr, ihr müsst das Ufer bleiben,
zu dem sie hin und wieder zurückkommen.«

Frances Cornford, geb. Darwin

Die emotionale Bindung ist keine bloße Option, sondern ein Antrieb, eine Kraft, die das ganze Leben der Individuen leitet. Diejenigen Arten, deren Nachwuchs diesem subtilen Entwicklungsmechanismus gehorcht, haben sich im Lauf der Evolution nach und nach eine bevorzugte Stellung verschafft. Ginge es nur nach der zahlenmäßigen Größe, also nach der Anzahl der Arten oder der Menge der einzelnen Tiere, dann wären wohl die Insekten die Gewinner in der Eroberung des Lebensraums auf unserem Planeten. Sie passen sich allen äußeren Bedingungen an und erweisen sich als unausrottbar. Die Strategie der Insekten, auf die große Zahl zu setzen, hat sich also ausgezahlt, freilich mit einer Einschränkung:

Soweit wir wissen, gibt es bei ihnen keine Individuen, wie wir sie definieren. Wenn wir das Tierreich nach solchen Arten untersuchen, für die das Leben ein individuelles Schicksal ist, dann zeigt sich, dass das Bindungsverhalten für sie einen evolutionären Vorteil gebracht hat.

Da in der Natur jeder Vorteil auch ein Risiko birgt, hat dieser Antrieb auch seine Schattenseite. Jene Kraft hat ihre Achillesferse. So wirksam der Mechanismus ist, wenn er reibungslos funktioniert, so groß können auch die durch ihn verursachten Leiden sein, wenn es nicht »klappt«. Doch ehe wir uns mit den Störungen beschäftigen, sollten wir zunächst einmal verstehen, wie das Bindungsverhalten überhaupt entsteht, wie es im Normalfall funktioniert und wie wir es beobachten können.

Näher bei dir ...

Die Bindung löst die Suche nach Nähe aus. In einer genau festgelegten Reihenfolge, die von Art zu Art variiert, sehen wir eine regelrechte Choreografie, in deren Mittelpunkt die Bezugsfigur steht. In den allermeisten Fällen ist das die Mutter. Dass für das Auslösen dieses Prozesses die Sinnesorgane von größter Bedeutung sein müssen, liegt auf der Hand: Das Pendant – der Nabel der Welt des Neugeborenen – muss anhand eindeutiger Merkmale erkannt und identifiziert werden.

Aus zahlreichen Experimenten geht hervor, wie Tierjunge die Artgenossen erkennen, die sie auf keinen Fall verlieren dürfen, wenn sie überleben wollen. Der menschliche Säugling verfolgt vor allem mit dem Blick die Formen, die ein Gesicht ausmachen. Das Hundebaby hält sich überwiegend an Geruchs- und Tastsinn, da es bei der Geburt blind ist und dies noch vierzehn Tage bleibt. Die Bindung entsteht in der artspezifischen Sinneswahrnehmung; doch da es viel zu riskant wäre, das Überleben des Tierjungen an einen einzigen Kanal zu knüpfen, sind alle Sinnesorgane gefordert, um das Wesen zu erkennen, das zu Beginn eines Lebens zum Ein und Alles wird.

Zunächst fällt auf, dass sich weder für die Mutter noch für das Tierjunge die Bindung sofort und unmittelbar einstellt. Die Na-

tur erlaubt sich einen Spielraum, in dem der Irrtum möglich ist. Eine Hunde- oder Katzenmutter zählt ihre Jungen erst nach etwa zwei Tagen. Und die kleinen domestizierten Fleischfresser zeigen erst nach rund zwei Wochen das erste Bindungsverhalten, wenn ihre Sinneswahrnehmungen präziser geworden sind.

In meiner tierärztlichen Klinik konnte ich mich immer wieder davon überzeugen, dass die Tiermütter sehr genau die Zahl der Jungen in einem Wurf kennen. So hatte ich einmal eine Katze in stationärer Aufnahme, die als Muster einer fürsorglichen Mutter gelten konnte. Sie leckte ihre fünf kleinen Kätzchen ab, hielt sie zwischen den Pfoten und schnurrte, wenn sie sie säugte; kurz, sie bot das Inbild katzentypischer mütterlicher Pflege – oft gesehen und doch immer wieder anrührend. Nun brachte uns eine Person ein Katzenbaby in die Klinik, das sie in einer Plastiktüte gefunden hatte. Solche Waisen finden sich überall in unseren Städten, und im Allgemeinen wissen wir nicht, wohin mit ihnen.

An jenem Tag hatte ich die plötzliche Eingebung, ein kleines harmloses Experiment zu wagen. Im Wesentlichen war es eine natürliche Situation, nur hat man selten Gelegenheit, sie zu beobachten. Ich setzte das elternlose Katzenbaby allein in einen Käfig und ließ die Käfigtür offen. Die Tür des Käfigs mit der Katzenmutter und ihren Jungen ließ ich ebenfalls offen. Dann verzog ich mich in eine Ecke des Raums und wartete. Das einsame Katzenbaby ließ auch bald das charakteristische Fiepen vernehmen, um die notwendige Zuwendung zu erhalten. Genauso verhält es sich mit dem Weinen des Säuglings, mit dem er die Mutter in seine Nähe rufen will.

Die junge Katzenmutter schien unterdessen ganz entspannt und zufrieden zu sein. Sie säugte drei ihrer fünf Kinder und streckte zum Zeichen des Wohlbefindens die Pfoten aus. Beim Fiepen des Katzenjungen aus dem Käfig nebenan hob sie plötzlich den Kopf und schaute erst eindringlich, dann unruhig nach-

einander jedes der eigenen Jungen an. Hätte sie es nur einmal getan, hätte ich daran gezweifelt, aber da sie es mehrmals tat, lege ich meine Hand dafür ins Feuer, dass sie ihre Jungen gezählt hat. Selbstverständlich fehlte keines, aber trotzdem fiepte da ein Katzenbaby ganz in der Nähe. Verunsichert erhob sie sich und streckte den Kopf aus dem Käfig, sie schnupperte und näherte sich dann mit größter Behutsamkeit der Stelle, von wo das Fiepen kam. Sie blickte zurück zu ihren Kindern, die ihrerseits unruhig wurden, und kehrte zu ihnen zurück. Doch das Fiepen hörte nicht auf, und so machte sie sich erneut auf den Weg in den Nachbarkäfig. Sie hat das fremde Kätzchen mehrmals abgeschnuppert, vermutlich ohne daraus schlau zu werden. Aber schon beim ersten Kontakt wurden die klagenden Tierlaute schwächer und verstummten bald ganz. Der Geruch des fremden Kätzchens hat nichts in ihr ausgelöst, deshalb kehrte sie in ihren Käfig zurück, ohne indes ihre Ruhe wiederzufinden. Ihre Ohren bewegten sich unablässig. Sie schnupperte an ihren eigenen Jungen, während nebenan das Fiepen erneut begann. Plötzlich erhob sie sich, ging zu dem fremden Kätzchen, leckte es ab, packte es am Genick und trug es in ihren Käfig.

Man könnte einwenden, meine Beobachtung spräche nicht gerade für eine sehr individuelle Bindung. Ich habe jedoch daraus geschlossen, dass die Liebe zwar zu zählen versteht, aber nicht aus egoistischen Gründen. Die Katze »wusste«, dass die einzige Überlebenschance für das kleine Katzenjunge darin bestand, ein Bezugswesen zu finden, das sich um es kümmerte. Ein lebendiges Wesen kann sich nicht in der Distanz entwickeln.

Je mehr Erfahrung Mütter haben, desto leichter lösen sie sich von biologischen Zwängen. Es ist bekannt, dass man einer Ziege, die zum ersten Mal geboren hat, kein fremdes Zicklein unterschieben kann, es sei denn, man bedeckt das Neugeborene mit dem Mutterkuchen dieser Ziege. Haben Ziegen aber schon mehrmals geboren, dann folgen sie nicht der strengen Notwen-

digkeit der biologischen Bindung, sondern sie säugen gern auch solche Tiere, die nicht zum eigenen Nachwuchs gehören. Es scheint so, als habe das Muttertier in den vielen mit den Kleinen verbrachten Wochen gelernt, dass auch für sie als Schutz und Geborgenheit Bietende eine emotionale Belohnung in der Beziehung liegt. Dieser Aspekt der Beziehung ist meines Wissens noch nicht wissenschaftlich untersucht worden. Freude ist immer schwieriger nachzuweisen und zu messen als Leid. Damit dieser positive Effekt überhaupt Gegenstand der Beobachtung werden kann, muss die Hypothese erst einmal aufgestellt werden.

Die Bindung entsteht nicht sofort, und deshalb sind wir zunächst auf Vermutungen angewiesen. Liegt es daran, dass die Geburt bei allen Lebewesen, auch bei der Frau, sogar heute noch ein mit Risiken beladener Vorgang ist, weshalb dem Neugeborenen wie auch der Mutter eine Zeitspanne fürs reine Überleben gelassen werden muss, ehe man eine Bindung eingeht?

Bei unseren Haustierarten erschweren die natürliche Blindheit und Taubheit der Neugeborenen die Aufgabe, eine Bindung einzugehen, auch wenn Tast- und Geruchssinn schon die Konturen der beruhigenden Beziehungsfigur wiedergeben. Dieser Mechanismus ist so wichtig für den Schutz des Neugeborenen, dass es wie gesagt nicht sinnvoll wäre, nur einen Kanal zur Reizübertragung zu nutzen. Die Bindungsfigur setzt sich zum Beispiel beim Hund aus folgenden Sinnesreizen zusammen, und zwar in genau der Reihenfolge: aus Geschmacks- und Geruchsreizen, aus Lauten und erst zum Schluss aus Bildern. Defizite in der Sinneswahrnehmung werden so kompensiert, und man darf annehmen, dass die Bindungsfigur umso beruhigender wirkt, je kohärenter die Sinnesdaten zusammenspielen.

Da es seine Zeit braucht, bis das Erkennungsbild für das Tierjunge feststeht, kann für den Fall, dass die Mutter während oder kurz nach der Geburt stirbt oder fortbleibt, ein Ersatzwesen die

Funktion übernehmen. Das gesamte Gefühlsgleichgewicht wird auf dieser Bindung ruhen. Das sichere Erkennen der Bindungsfigur, die als zuverlässige Basis für das Neugeborene dienen wird, ist daher von großer Wichtigkeit. Bei Alarm wird dieser Mechanismus ausgelöst, für den alle Sinneskanäle aktiviert werden, um möglichst rasch die Figur wiederzufinden, die das Gefühl der Geborgenheit gibt und Schutz bietet. Die sichere Basis ist nie so stark gefordert, wie wenn wir in der Ferne sind. Da ich für meine Arbeit sehr häufig Hunderte oder gar Tausende von Kilometern zurücklegen muss, ist auch mir die Gewissheit wichtig, dass ich ein Zuhause habe, das mir Geborgenheit spendet, sozusagen mein Nest ...

Die Bindung verschafft beiden Partnern das Gefühl der Freude und gibt darüber hinaus ein dauerhaftes Empfinden von Sicherheit. Vor diesem Hintergrund ist dann auch das Fernsein möglich.

Wenn du mich liebst, kann ich mich entfernen

Darin liegt das subtile Paradoxon der Bindung. Da die Liebe in ihren Anfängen aber anders geartet ist, fällt vielen Paaren der Übergang von der leidenschaftlichen zur partnerschaftlichen Liebe so schwer. Doch davon später!

Die Bindung hat die vorhersehbare Folge und sicherlich auch den Zweck, dem Tierjungen zur Selbstständigkeit zu verhelfen, indem sie ihm das Gefühl der Sicherheit gibt. Allen, die sich in ihrem Kokon entfalten, schenkt es die Gewissheit, dass es irgendwo jemanden gibt, der sie vor allem Schlimmen schützt.

Wie schon das Motto von Frances Cornford nahelegt, folgt daraus, dass die Beziehung für beide Partner eine je andere Gestalt hat. Für die Mutter oder die Bindungsfigur, die die elterliche Rolle einnimmt, heißt das, da zu sein, verlässlich zu sein und

auf die Bedürfnisse des Jungen einzugehen. Für das Junge bietet die Bindung einen Rahmen, in dem es die Welt erforschen kann, anfangs in der Zweisamkeit (Dyade) mit der Mutter, die für das Junge die Welt bedeutet. Später wird es entdecken, dass es darüber hinaus eine Außenwelt gibt, in der es sich einen Platz erobern kann beziehungsweise muss. Dazu ist es erforderlich, sich selbst ein Bild zu machen, Erfahrungen zu sammeln und Risiken einzugehen. Das kann es nur, wenn es die Möglichkeit hat, sich bei Gefahr wieder zu der Mutter zu flüchten, die Schutz gewährt. Die Bindung schafft Nähe und lässt eine gewisse Distanz zu. Anhand der Signale, die beide Partner der Beziehung aussenden, können sie sich aufeinander einstellen. Je gefestigter die Bindung ist, desto weiter kann das Junge in der Erkundung der äußeren Welt gehen.

Die Delfine demonstrieren uns das am besten. Sie wachsen innerhalb komplexer Gemeinschaften heran, welche wenig mit den romantischen Klischees zu tun haben, die uns vielfach vermittelt werden. Die Delfinjungen entwickeln sich in der Bindung an die Mutter. Wie diese Bindung beschaffen ist, bestimmt die Zukunft des Jungen: Ist es so gebunden, dass es sich nicht zu entfernen traut, nimmt es wenig an den Spielen der anderen teil und wird nur schwer seinen Platz in der Gruppe (»Schule«) erobern. Ist es nicht hinreichend gebunden und entfernt es sich zu weit, besteht zum Beispiel die große Gefahr, von einem Hai angegriffen und getötet zu werden.

Bei den Delfinen ist das Phänomen besonders deutlich, aber auch bei Hunden und Menschen stellt sich die gleiche Frage nach dem Gleichgewicht von Nähe und Distanz. Das kann krankhafte Ausmaße annehmen, und wir werden ein ganzes Kapitel den Störungen widmen. Aber auch wenn man sich auf die Physiologie beschränkt, kann man eine große Zahl unterschiedlicher Verhaltensweisen beobachten, die durch die Suche nach dem Gleichgewicht zwischen Beschützen und Entdecken bestimmt sind.

Hunde, die ihre Bindung an den Hundehalter kaum verlassen können, entwickeln nur mäßige soziale Fähigkeiten. Diejenigen, die ihre Umgebung erkunden, haben hingegen bessere Kontaktfähigkeiten, aber sie gehen auch höhere Risiken ein. Innerhalb einer Population muss es Abenteurer und Vorsichtige geben, aber das individuelle Leben ist dabei jeweils ganz unterschiedlich.

Typischerweise ist also die Mutter die Bezugsfigur. Sie ist im Augenblick der Geburt präsent, und sie bleibt mit ihrem Jungen in aller Regel so lange in Verbindung, wie es den Schutz braucht. Freilich gibt es je nach Tierart eine Vielfalt von Bindungsverhaltensweisen. Und wir müssen auch an dieser Stelle noch einmal betonen, dass wir weder in Anthropomorphismus verfallen wollen noch voreilig Verhalten, das spezifisch menschlich ist, auf unsere Haustiere projizieren möchten.

Alle sind gebunden, aber keine zwei auf die gleiche Weise

Die Bindung ist ein gewöhnlicher, universeller und gleichartiger Vorgang: Sehr viele Arten wenden sie nach einem bekannten und unwandelbaren Schema an, aber jedes Lebewesen wird sie auf seine Weise ausgestalten. Oder umgekehrt formuliert: Menschen und manche Tiere binden sich jeder auf seine Weise, aber mit einem Mechanismus, der allen zur Verfügung steht.

Wir könnten zum Vergleich auf Mobiltelefone respektive Smartphones verweisen, an die wir uns umso fester »binden«, je persönlicher wir sie für uns eingerichtet haben. Alle benutzen das gleiche Gerät, aber jeder hat seinen persönlichen Apparat! Jeder hat ihn nach seinem Geschmack und seinen Vorlieben gestaltet und so aus einem gängigen Kommunikations-Tool ein Attribut seiner Persönlichkeit gemacht.

Oder wir beziehen uns auf die französische Schriftstellerin, Varieté­künstlerin und Journalistin Colette (1873–1954), die meinte, man müsse wie kein anderer schreiben mit den Wörtern, die allen gehören.

Erweisen wir dem britischen Kinderarzt und Pionier der Bindungsforschung John Bowlby (1907–1990) die Ehre, die ihm gebührt, und übernehmen wir seine Auffassung vom Zweck der Bindung. Diese besteht in erster Linie darin, den Jungen einen Schutz vor Raubtieren zu bieten. Die Art, die Anzahl der Jungen in einem Wurf, die Dauer der Tragzeit, die Feindlichkeit des Milieus, die Natur der Umwelt und selbstverständlich die individuellen Züge der Protagonisten bilden zusammen ein Bündel von Faktoren, die in ihrem Zusammenspiel die zahlreichen Bindungstypen hervorbringen, die wir beobachten können. Manche Tierarten scheinen uns Menschen besonders nahe zu sein. Ihre Art und Weise, sich zu binden und Liebe zu zeigen – man muss dieses Wort hier gebrauchen –, wirken auf uns vertraut, und wir verwenden viel Zeit, sie zu verstehen. Ohne eine einschränkende Definition der Bindung geben zu wollen, möchte ich auf die einfache Wahrheit hinweisen, dass wir mit vielen Tierarten die Fähigkeit gemein haben, die Sicherheit und das Wohlergehen eines anderen für höher als unsere eigene Sicherheit und Bequemlichkeit zu erachten. Diese altruistische Strebung hat ihre Wurzeln in der biologischen Notwendigkeit, das Überleben der Art zu sichern, aber darüber hinaus belohnt es die Beteiligten mit der Freude und dem Glück zu lieben. Wenn das Leben dieses Wesens in unseren Augen mehr wiegt als unser eigenes, so deshalb, weil es sich an uns gebunden hat und wir uns an das Wesen.

Wo können wir die Grenze ziehen? Wann werden wir von »Bindung« sprechen, und wann müssen wir uns mit Begriffen wie »Schutz« oder »Brutpflege« begnügen? Erstens müssen zur Bindung zwei Akteure beteiligt sein. Zweitens gehört dazu die tiefe innere Unruhe, die immer dann ausgelöst wird, wenn die

Bindung in wirkliche oder nur vermeintliche Gefahr gerät. Drittes Kriterium ist die schon erwähnte gemeinsame Freude, die aus der Bindung erwächst und für die es keine objektiven Beobachtungsinstrumente gibt. Hier ist noch Kreativität gefordert, und solange die Parameter fehlen, müssen wir uns eingehend mit den Aussagen all jener befassen, die von solchen Momenten berichten. Eine Reihe von Anekdoten ist kein wissenschaftlicher Beweis, aber sie kann den Anstoß für weiteres Nachdenken liefern.

So spricht beispielsweise eine achtzigjährige Dame im Fernsehen³ von der Wichtigkeit, die ihr Hund für sie habe. Sie spüre deutlich die Gewissheit, dass sie auch für den Hund wichtig sei: »Er braucht mich, das ist sicher!« Der Hund sitzt ihr zu Füßen, die Augen halb geschlossen, ihre Hand auf seinem Kopf. Er wirkt zufrieden, sie ist froh, jeder scheint auf seine Weise glücklich zu sein. Was bedarf es da weiterer Beweise? Sicher, er ist ängstlich und verrät damit, dass er früher schon einmal ausgesetzt wurde. Doch beide sind eine Bindung eingegangen, und zwar eine, die dem Leben wieder »Geschmack« gibt, wie wir es alle kennen: zum Beispiel den von süßem Gebäck oder Zuckerwatte – oder aber den Klang des Lachens unseres Bruders, das Geräusch der Wellen, die sich seinerzeit am Strand brachen, den Geruch der Rückbank im Familienauto, auf der wir bei der Heimfahrt vom Besuch der Großeltern immer eingeschlafen sind, oder auch den des Hundes, der sich dann stets an uns kuschelte.

Aufschlussreich ist die Vielfalt, in der sich die Bindung präsentiert. Nach den vielen tausend Beispielen, deren Zeuge ich werden durfte, kann ich sicher sagen, dass es Bindung, ja, dass es Liebe zwischen Hunden und Menschen gibt. Das Falsche daran sind aber nicht die Begriffe an sich, sondern ihre grammatische Einzahl. Gemeinsam ist in allen solchen »Zweierbeziehungen« zwar, dass die »Partner« aneinander gebunden sind, aber kein Mensch und auch kein Hund ist es auf die gleiche Weise. Die

Einzigartigkeit macht den Wert aus, unabhängig von der Schönheit und bisweilen sogar von der Zuträglichkeit des Verhaltens.

Für unsere Politiker war es eine Entdeckung. Aus öffentlichen Debatten zum Thema »Tier und Gesellschaft« sollte eine Charta des Tieres hervorgehen. Damit hätte man die Grundlage für ein neues Verhältnis zu den Tieren schaffen können. Doch der Berg hatte gekreißt, und ein lächerliches Mäuslein wurde geboren. Bezeichnend hierfür war der Augenblick, als alle an der Debatte Beteiligten sich darauf verständigten, wieder für den Hund als Gefährten des Menschen zu werben. Das Image des Hundes war durch Gesetze, die den Umgang mit gefährlichen und verwahrlosten Exemplaren dieser Spezies regeln, stark ramponiert worden. Jetzt sprachen alle wieder vom »guten Hund«, doch als es darum ging, seine Merkmale zu nennen, hatte jeder eine andere Vorstellung. Die Vertreter der Tierschutzvereine berichteten, dass Personen, die Hunde beispielsweise aus Tierheimen adoptieren wollten, durchaus nicht verlangten, ihre Schützlinge müssten jung und schön sein; und die Tierärzte bestätigten, dass Krankheit die Beziehung zwischen Mensch und Tier eher verstärkt als schwächt.

Behaupten wir also, dass Bindung Freude bringt und dass sie nicht von landläufig akzeptierten äußeren Vorzügen oder der Gesundheit abhängt. Schauen wir dann, bei welchen Arten wir die Verbindung von biologischer Notwendigkeit und individuellem Wohlgefühl finden.

Wir könnten jetzt die Grenzlinie ziehen, wo die Bindung ihren Platz in der Natur hat, die Anerkennung durch den anderen, seine Wertschätzung als unverwechselbares Wesen. Es gibt so viele Belege für die Bindung sowohl innerhalb der einzelnen Tierarten als auch zwischen diesen Arten und den Menschen, dass es mir nicht sinnvoll erscheint, über fragwürdige Beispiele zu diskutieren. Hat die Krokodilmutter, die ihre Jungen schützend im Maul trägt, einen Hauch von Bewusstsein von dem, was sie da tut? Ich weiß es nicht. Nur wenige würden das behaupten. Aber im Namen des

vom englischen Zoologen und Psychologen Conwy Lloyd Morgan (1852–1936) aufgestellten Grundsatzes, wonach in einem Verhalten nicht eine höhere Funktion gesehen werden soll, wenn auch eine niedrigere Funktion zur Erklärung hinreicht, werden strenge Wissenschaftler, die dem Leben so gut wie nur auf dem Laborisch begegnen, sicherlich sagen, dies sei nicht der Fall. Auch wenn Krokodilmütter auf die herzerweichenden Laute ihrer Jungen reagieren mögen, auch wenn Forscher beobachtet haben, dass Krokodilväter in freier Wildbahn das Nest mit der Brut verteidigen, also auch wenn all diese Beispiele an ein Verhalten erinnern, das wir von anderen Tierarten und von uns Menschen kennen, möchte ich doch nicht so weit gehen, Krokodile als Muster für Bindungsverhalten herauszustellen.

Die Prägung der Vögel und die Liebe der Papageien

Üblicherweise unterscheidet man die Prägung, die das Leben der Vögel bestimmt, vom Bindungsverhalten der Säugetiere. Beide Verhaltensformen erfüllen mehr oder weniger die gleichen Funktionen: Dank ihnen erkennt das schutzbedürftige Tierjunge das Wesen, welches ihm das Überleben sichert. Soweit wir wissen, fehlt bei den Vögeln der zeitliche Spielraum, der aus der Bindung eine individuelle Geschichte macht. Doch das hängt von den einzelnen Vogelarten ab.

Man kennt die berühmte Anekdote über die Graugänse des Konrad Lorenz (1903–1989). Der renommierte Zoologe und Verhaltensforscher hatte sich bei der Beobachtung einer Gänsebrut, die erst wenige Stunden zuvor geschlüpft war, auf seinem Beobachtungsposten bewegt. Für einen Verhaltensforscher, dessen Grundsatz lautet, tierisches Verhalten zu beobachten, ohne einzugreifen, galt dies zweifellos als ein Fehler. Doch es gibt Feh-

ler, die wissenschaftlich fruchtbarer sind als jahrelange strenge Methodik. Der Fall Lorenz zeigt ebenso, wie wichtig die Spontaneität in der Forschung ist, auch wenn das nicht die Hauptsache ist. Ohne diesen methodischen Fehler hätte er nie entdeckt, dass es eine kritische Zeitspanne gibt, während der die Gänseküken ihre Prägung auf die erstbeste bewegliche Figur erhalten. Lorenz bewegte sich, und seine Gänseküken hatten keine andere Wahl, als ihm zu folgen. Bei den Entenvögeln liegt diese kritische Phase zwischen der dreizehnten und sechzehnten Stunde nach dem Schlüpfen. Das hat die Forscher auf merkwürdige Ideen gebracht. Sie haben Gänseküken auf alle möglichen anderen Tiere geprägt, obendrein auch auf Fernsehapparate und Kegelkugeln. Da die Prägung nicht nur über die Figur entscheidet, denen die Gänseküken folgen, sondern auch über den Geschlechtspartner für die Paarung, dürfte das den Gänsen in ihrem weiteren Leben einige Probleme verursacht haben, wenn sie auf der Suche nach der passenden Kugel waren ...

Die Prägung zeichnet sich also durch die sehr kurze kritische Phase und durch die Unwandelbarkeit aus. Heute wird die Unwandelbarkeit der Prägung manchmal infrage gestellt. Auch wird auf die Bedeutung einer notwendigen Verstärkung hingewiesen, wenn die Bindung zwischen der Brutpflegenden Figur und den Küken dauerhaft sein soll.

Wir Tierärzte haben es hin und wieder auch mit Papageien zu tun. An diesen ganz außerordentlichen Vögeln habe ich schon ein erstaunliches Bindungsverhalten beobachten können. Als ich einmal wegen eines hyperaktiven Pudels einen Hausbesuch machte, wurde ich von einem Papagei angesprochen. Die Dame des Hauses war darüber gar nicht verwundert. Wenn der Vogel nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehe, dann protestiere er. Sie erzählte mir hierzu mehrere Anekdoten. Sie heiße Coré, und der Papagei habe sich ihren Namen angeeignet: Ob er von ihr oder von sich spreche, er spreche immer von Coré. Ich



Claude Béata

Die Liebe der Tiere

Mitgefühl, Fürsorge und Zärtlichkeit in der Natur

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

11 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-22146-2

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2017

Einsichten in das Gefühlsleben der Tiere.

Warum adoptiert die Löwin Kamuniak ein kleines Antilopenjunges, warum kann sich Salsa, der Papagei, nicht von seiner Besitzerin trennen und warum stirbt der kleine Schimpanse Flint nur acht Tage nach dem Tod seiner Mutter? Dies alles sind Phänomene der emotionalen Bindung, für die wir Menschen ein Wort kennen: Liebe. Der Veterinär und Psychologe Claude Béata macht auch bei unseren Mitgeschöpfen dieses Gefühl als fundamentale Antriebskraft des Zusammenlebens aus und nimmt uns mit auf die Reise in diese Terra incognita. In berührenden Beispielgeschichten gibt er Auskunft über die Fähigkeit der Tiere zu lieben, schildert ihre Empathie, Zärtlichkeit und Eifersucht und zeigt, wie ähnlich sich menschliche und tierische Gefühle sind. Seine Beobachtungen tauchen auch unsere menschlichen Beziehungen in ein neues Licht und befähigen uns, sie besser zu verstehen.

Dieses Buch erschien ursprünglich unter dem Titel "Das Wagnis der Liebe" als gebundenes Buch im Riemann Verlag.



[Der Titel im Katalog](#)